



Benjamin Maack

Die Welt ist ein
Parkplatz
und endet vor
Disneyland

Erzählungen

Minimal Trash Art

1. Auflage 2007

copyright © 2007 by Benjamin Maack

copyright © 2007 dieser Ausgabe by Minimal Trash Art,
Hamburg

Minimal Trash Art ist ein Verlag der Billhardt, Frese,
Reiling GbR

www.minimaltrashart.de

Umschlaggestaltung Tim Kaiser

Layout und Satz Marc Frese

Alle Rechte vorbehalten

Druck AZ Druck und Datentechnik, Kempten

ISBN 978-3-9808788-6-9

Menschen retten 6
Ich führe nämlich ein Doppelleben 14
Es gibt nur zwei Strände 30
Gut, dass du da bist, Benjamin 42
So was passiert ständig 50
Eigentlich sollte es dunkel sein 56
Manuel 68
Baby 82
Ich hätte wundervolle Hände 88
Es muss so einfach sein,
Stephen Hawking zu töten 96
Am liebsten hätte ich ein Hündchen 112

ES GIBT NUR ZWEI STRÄNDE

»Schau, wie süß der spielt.«

»Der spielt nicht, der windet sich.«

»Nein, der sucht nur eine bequeme Position zum Schlafen.«

»Jetzt lasst ihn halt mal in Ruhe.«

»Er hat das Bananenmus nicht einmal angerührt.«

»Könntet ihr was runterbringen, wenn euch drei Riesen auf den Teller starren?«

»Aber wo ist denn seine Mutter? Die muss doch hier irgendwo in der Nähe sein.«

»Nicht anfassen, sonst nimmt sie ihn nicht mehr an.«

Wir stehen um den kleinen Igel, einen Babyigel, der auf den Waschbetonplatten der Veranda ... ja, was eigentlich, macht? Ist das Sich-winden oder Spielen oder Sterben? Keine Ahnung, was kleine Igel so spielen oder wie die aussehen, wenn sie um ihr Leben

kämpfen. Um seinen Kopf schwirren blau und grün schillernde Fliegen, landen auf seinem Gesicht und, na ja, keine Ahnung, erledigen dort irgendwas und starten wieder durch.

Ich weiß nicht, was Fliegen so machen auf Babyigelgesichtern. Passiert hier gerade was total Unfares, Gewalttätiges, Bitteres? Ist das hier das Gesetz des Stärkeren, die grausame Gerechtigkeit der Natur? Oder was so Niedliches, dass es lohnt, die Nachbarskinder zu holen?

Rätselhafte Natur direkt auf unserer Veranda, einen Meter neben dem Frühstückstisch. Der Igel versucht sich einzurollen, kann das aber noch nicht.

»Jetzt setzt euch aber mal und lasst den Igel in Ruhe. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, was für ein Stress das für das Tier ist«, sagt mein Vater, der jetzt Igelpsychologe ist, und bleibt selbst noch einen Augenblick stehen, wirft einen prüfenden Blick auf die stachelige Kugel wie auf eine handwerkliche Herausforderung. Dann setzt er sich zu Mutter und mir an den Tisch, und wir essen. Es riecht komisch auf der Veranda. Normalerweise ist die Luft hier ganz klar, duftet nach gemähtem Gras und hundert Jahre alten Bäumen und Sauerstoff. Nach den ganzen guten Kindheitserinnerungen vom Höhlenbauen im Wald und nackt durch den Rasensprenger laufen.

Das Gedächtnis ist ein hoffnungsloser Romantiker und eng befreundet mit dem Klischee.

Der Geruch heute lässt mich daran denken, wie

Henning und ich mal den Tierfriedhof meiner Schwester und ihrer Freundin Nina ausgehoben haben. So viele Leichen.

Ich versuche meinen Eltern zu erklären, wie wenig Sinn mein Leben zu machen scheint und dass es vielleicht auch daran liegt, dass ich nur noch nicht diesen Punkt gefunden habe, wo man es anpacken muss, die Stelle, an der man es nimmt und mit dem Zeigefinger so was wie einen Schalter ertastet und, na ja, auf einmal springt es an, funktioniert, auf einmal läuft das Leben. Mein Vater schlürft seinen Kaffee überlaut, und auf seinem bartstoppligen Hals erscheint eine Ader.

Wir liegen an einem Strand in Frankreich, viel zu teure Designersonnenbrillen auf unseren Nasen. Die haben so viel gekostet, dass wir fast nicht mehr in den Urlaub hätten fahren können. Sie trägt einen Bikini, der ihren Körper noch weicher und verlockender aussehen lässt, als er sowieso ist. Über uns der Himmel. Wolkenschlieren hängen da. Träge, als hätte jemand einen Schuss Milch reingegeben und vergessen umzurühren.

»Ich weiß gar nicht, warum man immer wegfahren muss«, sage ich, nehme ihre Hand und beobachte, wie die Sonne die Wolken schmelzen lässt.

»Weil es doch darum geht, immer mal wieder was anderes zu sehen«, sagt sie.

»Dann könnte man doch auch einfach zum Himmel hochschauen. Der sieht nie gleich aus.«

Ich rede Unfug. Was daran liegt, dass sie mir einige Minuten vorher bei einer Rangelei ein Stück Schneidezahn rausgeschlagen hat. Erst bin ich sauer. »Beschädigte Ware ist vom Umtausch ausgeschlossen«, sagt sie dann, und wir lachen, und ich rolle mich auf sie und halte sie, so fest ich kann, fühle mich, als würden wir gerade ein fremdartiges Ritual feiern, eine Dschungelhochzeit. Meine Zungenspitze fährt über die scharfe Kante, die jetzt an meinem Zahn ist. Dann rollt sich das Mädchen wieder auf mich, küsst mich fest. Und ich fühle mich ganz glücklich.

Glücklichsein ist ein hoffnungsloser Romantiker und eng befreundet mit der Dämmlichkeit.

Sie hat sich aufgesetzt und pflügt mit ihrer Fußspitze im Sand herum.

»Aber man muss doch immer mal wieder andere Sachen sehen«, sagt sie, »andere Menschen und Dinge, Kulturen, du weißt schon – Abenteuer.«

»Oh, schau mal, du malst das Symbol für Unendlichkeit in den Sand«, sage ich.

»Das ist kein Unendlichkeitssymbol. Das ist eine Acht, die auf der Seite liegt.«

»Warum ausgerechnet eine Acht?«

»Weil es sich gut anfühlt an den Zehen.«

Der Igel will die gequetschte Banane nicht anrühren. Der Igel robt ziellos über den Waschbeton. Fliegen stürzen sich auf ihn, Massen von Fliegen. Das Igelbaby spielt nicht, es ist Fliegenfutter.

»Du bist dir sicher, dass das nicht von der Banane ist?« Mutter hockt neben dem Igel und schaut fragend in Richtung Frühstückstisch. Sie hat unter den Fliegen eine komische gelbe Stelle entdeckt.

Erstaunlich, an wie wenige Erlebnisse aus seiner Kindheit man sich erinnert. Noch erstaunlicher, wie hartnäckig sich manche Sachen im Gedächtnis festsetzen. Ich weiß genau, wann es angefangen hat. Wir sind im Urlaub. Meine Eltern, meine Schwester und ich. Ich bin acht, und mein Vater bringt mir in dem salzigen Meer vor Italien Schwimmen bei. Ich kann das noch nicht, weil ich vorher nur selten ins Wasser durfte. Chronische Mittelohrentzündung.

Es geht von einem Moment auf den nächsten. Hundertmal untergehen und beim hundertersten Mal kann man schwimmen.

Am nächsten Tag spült eine ungünstige Strömung die Kloake von Venedig an unseren Strand, und wir können die restliche Zeit unseres Urlaubs nicht mehr schwimmen gehen. Mutter liest Zeitschriften und historische Romane, meine Schwester hat ein finnisches Mädchen kennen gelernt und einen Jungen, von dem keiner was wissen darf. Ich habe mir ihr »Moby Dick« genommen. Aber das Buch ist viel zu schwer, um es vor die Augen zu halten, und sogar die Bilder sind unglaublich langweilig.

Mein Vater liegt auf seiner Strandliege und starrt. Starrt einfach so Löcher in die Luft. Tagelang. Da hab

ich ihn das erste Mal gesehen, diesen Gesichtsausdruck, der einen ganzen Raum, ein ganzes Haus, eine ganze Familie aufladen kann mit seiner Wut, vor dem man nicht fliehen kann, auch dann nicht, wenn man aus der Stube ins Kinderzimmer geht und die Musik so laut aufdreht, dass die Muskeln hart werden und sich der Bauch zusammenzieht.

»Ich glaube nicht, dass er das überlebt«, sagt mein Vater, »der quält sich.«

»Wir müssen ihn zum Tierarzt bringen«, sagt meine Mutter, »oder ins Tierheim.«

»Die können auch nichts mehr für ihn tun. Außerdem ist Sonntag«, sagt mein Vater.

»Er stinkt so«, sagt Mutter.

Ich schaue mir den Igel ganz genau an. Wenn man nah genug rangeht, sieht man, was los ist. Die gelbe Kruste bewegt sich. Sie lebt. Sie ist tausende kleine Maden. Fliegenkinder. Und der blau und grün schillernde Schwarm ist besorgte Mütter. Ich sage nichts.

Mein Vater sieht besorgt aus. Mein Vater sitzt mir gegenüber in einem Café in Hamburg und sieht besorgt aus. Seit er hier arbeitet, treffen wir uns öfter. Bald wird er nicht mehr arbeiten. Rente. Davor hat er »eine Scheißangst«, sagt er. »Was soll ich denn dann machen? Mich hinlegen und sterben?« Viele von seinen Kollegen haben das so gemacht. Sie sind in Rente gegangen, haben sich hingelegt und sind gestorben. An

Krebs, an Herzinfarkt, an Altersdiabetes. Mein Vater hat Bluthochdruck. Bluthochdruck, ein erhöhtes Schlaganfallrisiko und »eine Scheißangst«. Wenn er jetzt stirbt, was hat er denn dann schon erlebt, fragt er. Das ganze Leben nur Maloche. Für das Haus, die Frau, die Kinder. Wann hat er denn schon mal was für sich gemacht?

»Bist du glücklich?«, frage ich ihn, meine das ganz ernst und fühle mich trotzdem wie ein Telenovela-sohn.

»Weißt du, dann heiratet man, bekommt Kinder, baut ein Haus, und auf einmal ist man 40 und schaut auf sein Leben und denkt: Das war's jetzt, das ist's und das bleibt's.«

Vaters vierzigsten Geburtstag haben wir in Italien gefeiert. An dem Tag sind die Düsenjäger über den Strand geflogen und haben mit bunten Kondensstreifen die Farben der italienischen Flagge in den Himmel gezeichnet. Grün. Weiß. Rot. Und an dem Tag hat die Strömung die Scheiße angespült. Da war er 40, konnte nicht schwimmen gehen und guckte meine Mutter, meine Schwester, mich und den Kredit für das Haus an und dachte: Das war's.

Der Lauf der Dinge ist ein hoffnungsloser Romantiker und eng befreundet mit der Bitterkeit.

Das Mädchen hat sich viel später, Jahre nach dem Urlaub in Frankreich, von mir getrennt. Die Ecke im Zahn ist geblieben. Oft befühle ich sie mit der

Zunge und schaue in die Wolken. Wolken können toll aussehen, immer anders, aber sie berühren einen nicht. Nie.

Vater hat eine Schaufel und einen Schuhkarton geholt. Mit der Schaufel schiebt er den Igel in den Karton. Mutter hat rote Augen. Mutter sagt: »Tierarzt.«

»Das bringt nichts mehr. Dem ist nicht mehr zu helfen. Den kann man nur noch von seinen Qualen erlösen«, sagt mein Vater, der Tierarzt, und geht mit dem Karton und der Schaufel in den Wald.

Ich liege im Bett auf der dünnen Matratze in dem Plattenbau mit den Ferienwohnungen für die Italiens-touristen. Wir haben Strandblick. Am Strand liegen, schwimmen und gären Venedigs Abfälle.

Ich träume. Ich schwimme mit kräftigen Zügen vom Strand weg. Es ist Nacht, und statt tausender Stücke Scheiße im Meer schwimmen tausende Sterne im Nachthimmel über mir und spiegeln sich flackernd auf dem Wasser. Als ich mich umblicke, steht mein Vater hinter mir am Strand. Er lächelt mir zu und gibt mir Zeichen, weiter raus zu schwimmen, hebt seinen Arm und zeigt auf den Horizont. Ich lächle zurück und mache noch ein paar kräftige Züge meerwärts. Doch auf einmal habe ich das Gefühl, dass da kein Vater mehr hinter mir ist, sondern irgendetwas anderes. Irgendetwas unter der schwarzen Wasseroberfläche. Etwas, das mir folgt. Ich fange an, wie irre zu

schwimmen und vergesse dabei alles, was ich von meinem Vater gelernt habe, stramble das Wasser hinter meinen Körper wie ein ertrinkender Hund, bis ich nicht mehr kann. Auf einmal wird mir bewusst, dass ich ja auch noch zurück muss. Zurück zum Strand und zu festem Boden unter den Füßen. Panisch drehe ich mich um. Aber da ist nichts mehr. Gar nichts. Kein Strand und kein Vater. Plötzlich brodeln das Wasser vor mir, große Luftblasen steigen auf, und das Meer ist siedendes Wasser. Eine riesige weiße Insel treibt an die Oberfläche. Ich paddle rückwärts, starre auf die Insel, sauge Luft ein, trete Wasser, um noch einen Meter zwischen mich und sie zu bringen. Sie stinkt. Sie stinkt fürchterlich und sondert schillernde Schlieren ab, die auf mich zuschwimmen, mich einfangen, festhalten, runterziehen wollen. Da sehe ich es. Ein Auge auf der Seite, leer und schwarz wie ein Bullauge. An einigen Stellen blitzen Knochen aus matschigen Löchern. Die Insel ist ein riesiger weißer Wal, tot und schon halb verwest. Die Schlieren kommen näher und näher, sind Seile, die an Harpunen tief im Fleisch des Wales enden, wollen mich an den Wal fesseln, mich auf den Meeresgrund ziehen. Ich will wegschwimmen. Doch auf einmal ist mir klar, dass ich nicht mehr viele Schwimmzüge übrig habe. Bei weitem nicht genug, um es bis zum Strand zu schaffen.

Dann wache ich auf, weil mein Vater, mein echter Vater, in der echten Plattenbauwohnung, mich schützt.

Als ich klein war, hat mein Vater mich in den Arm genommen, glaube ich. Als ich klein war, sind wir mit der ganzen Familie in den Vogelpark, ins Schwimmbad, in den Zoo, ins Kino und in den Vergnügungspark gefahren.

Als ich ein Teenager war, haben mein Vater und ich nicht miteinander gesprochen.

Jetzt sitzen wir in einem Café in Hamburg, und mein Vater sagt mir, dass er Angst hat, davor, was kommt und davor, was gewesen ist. Er nimmt einen tiefen Zug aus dem Bierglas. »Benny«, sagt er, obwohl niemand sonst mich noch Benny nennt, seit Jahren nicht mehr, »Benny, was soll ich bloß machen.« Er sagt das, als wäre das schon die Antwort, keine Frage.

Im Wald macht es vier, fünf harte Schläge.

Der Klang einer Schaufel, die auf einen sterbenskranken Igel niederfährt, ist niemals romantisch, nur hoffnungslos und der Freund von niemandem.

Dann kommt Vater zurück zum Frühstückstisch.

Wir frühstücken.

»Der Gestank ist immer noch da«, sage ich, »im Gebüsch verfaulen bestimmt seine Eltern.«

»Quatsch«, sagt mein Vater, »das geht gleich weg.«

Aber es geht nicht weg. Wir durchkämmen die Büsche neben der Veranda und finden die Eltern.

Beim Abendbrot versuche ich, einen Witz über die tote Igelfamilie zu machen. Mutter schießen Tränen in

die Augen. »Hör auf, sonst muss ich heulen«, sagt sie und weint schon. »Ja, hör lieber auf«, sagt Vater und streicht ihr kurz über den Rücken.